

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 220.

Bromberg, den 10. Oktober

1928.

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

Urheberrechtsschutz durch Verlag Oskar Meißner, Weidau
(20. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nadanyi lag in einem hellen Flanellanzug langausgestreckt in seinem Faulenzger und las zur Abwechslung. Aber wenn er die Seite umblätterte, wußte er meist nicht mehr, was er gelesen hatte. Durch eine Wand von Blattpflanzen halbwegs getrennt, hörte er die Unterhaltung einer größeren Gesellschaft. Er blickte unauffällig hinüber. Es waren ein alter Herr und ein paar Damen, jüngere und ältere. Sie unterhielten sich sehr distinguiert und sprachen von Börsegeschäften und Reiserouten.

Eine helle, glockenreine Mädchenstimme mischte sich mitten hinein.

„Aber Sibdi!“ sagte die eine der älteren Damen rügend. „Das macht man doch nicht. — Was ist das nur wieder für ein Benehmen!“

„Ach, Mama! — Benehmen! —“ Sie hing sich in den Arm des eben hinzutretenden Herrn. „Ist das nicht zum Davonlaufen, Vater? — Nun renne ich schon seit fünf Tagen hinter dem Geigerkönig Nadanyi her und kann diesen gräßlichen Menschen nicht auf meine Platte bringen!“

Elemer biß sich auf die Lippen. Ein schadenfrohes Lachen ging über sein Gesicht. Er neigte sich ein bißchen vor, so daß sein Gesicht gerade der Sprecherin zugekehrt war.

„Wenn er so gräßlich ist, möchte ich ihn gar nicht auf meiner Platte haben, Miß Rotshild.“

Vollkommen verblüfft starrte sie ihn an. Sie hatte ihn erst gar nicht erkannt. Weiße Flanellanzüge gab es zu Dutzenden an Bord. Daß in diesem einen gerade der Geigerkönig steckte, das konnte sie doch nicht ahnen.

Aber schnell gefaßt, hob sie die Kamera. Ebenso rasch hatte Nadanyi sich umgewandt und steckte den Kopf tief in sein Buch.

Sie stampfte auf und gebrauchte ein amerikanisches Scheltwort, das ihr einen scharfen Tadel der Mutter eintrug.

Dann lief sie an ihm vorüber, die Treppe hinunter, nicht ohne sich noch einmal nach ihm umgesehen zu haben. Er hielt beharrlich das Gesicht gesenkt. Nur seine Mundwinkel zuckten in vergnügtem Lachen.

Sie war so recht der Typ einer Tochter aus der fünften Avenue.

Nun war er ja wohl für heute sicher vor ihr. Er erhob sich ohne Eile und ging nach dem Rauchsalon. Es saßen nur wenige Herren dort. Meist ältere und Junggefellene. Er suchte sich einen Platz an einem der Fenster und verfolgte gedankenverloren das Wellenspiel, das draußen in stetem Wechsel von Farbe und Form vorbeisagitt. Seine Gedanken hafteten vorwärts durch die Wasserwüste, hin zu ihr. Er suchte sie bald in der Herrenstraße, bald im Landhaus Gellern, dann in der Klinik. Und fand sie nirgends. Je mehr er an sie dachte, desto unklarer wurde ihm ihr Bild. Mit jeder Stunde wurde er ungeduldiger und gedrückter.

Den Arm auf die Lehne des breiten Klubsessels gestützt, träumte er mit wachen Augen. In seinen Zügen lag

wieder jenes Etwas, von dem Anderson sagte, daß es einen weinen machen könnte.

Sibdi Rotshild kam soeben aus dem Damensalon, die Kamera unter dem Arm. Überrascht blieb sie vor der offenen Türe des Raucherabteils stehen. Sie getraute sich kaum zu atmen. Vorsichtig hob sie den kleinen Apparat. — Ein leises Knacken. —

Nadanyi wandte den Kopf.

Da knixte sie auch schon mit einem schadenfrohen Lächeln.

„Ich danke vielmals, Herr Geigerkönig!“ — und weg war sie.

„Der Kobold!“ sagte ein Herr ihm gegenüber. „Einziges Kind! — Jeder Wunsch wird erfüllt. — Aber unverborgen!“

Nadanyi wunderte sich über sich selbst. Er empfand nicht einmal Ärger darüber. Nachdem er sich eine Zigarre in Brand gesteckt und diese zur Hälfte geraucht hatte, ging er an Deck.

Die Nacht versprach wunderbar zu werden. Hinter dem „Columbus“ zogen Delphine. Springende Fische schossen über den Tisch, der am Bug des Schiffes sich hochtürmte. Ringsum blaugoldne Einsamkeit. Eilende Wolken über und Wellengeplätscher unter sich.

Und so verglänzte, verrann in Träumerei und Nichtstun ein Tag nach dem anderen. — Morgen noch und übermorgen.

Ein leichter Schritt näherte sich ihm. Er sah zurück und blickte in Sibdi Rotshilds feingerötetes Mädchen Gesicht.

Die festen, braunen Böpfe baumelten ihr über die Schultern. Sie war entwickelt — mehr als vielleicht gut war für ihre sechzehn Jahre. Nur das Gesichtchen war kindlich rührend. Die braunen Augen sahen offen und ohne jedes Berechnen in die Welt.

Ohne Schüchternheit zu zeigen, trat sie dicht neben Nadanyi und hielt ihm sein Bild in einem fürsorglichen Abstand entgegen.

„Das ist aber rasch gegangen!“ sagte er lobend.

„Nicht wahr?“

Er betrachtete es lächelnd. „Und so hübsch haben Sie mich gemacht. Da kann ich ordentlich stolz auf mich sein! — Bekomme ich wohl auch eins — fürs Stillsteiben?“

Sie blizte ihn entrüstet an. „Bewahret! — Wenn Sie sich sehen wollen, Herr Nadanyi, dann gucken Sie gefälligst in den Spiegel. Der zeigt Sie noch besser, wie meine Platte. — Aber unterschreiben dürfen Sie!“

„Wirklich?“ staunte er.

Er nahm seine Brieftasche heraus und setzte auf das freie Rändchen unter dem Photo seinen Namen. Mit einer Verneigung gab er es ihr zurück.

„Das kann aber unmöglich jemand lesen!“ zankte sie verärgert.

„Das Schiff schlenkert so!“ entschuldigte er sich mit verhaltenem Lachen.

„Schreiben Sie immer so schlecht?“

„Nein, nicht immer. — Nur bei besonderen Gelegenheiten.“

Sie nagte an ihrer Unterlippe und warf beide Böpfe zurück.

„Ich hatte Ihnen was sagen wollen, Herr Nadanyi. — Aber nun mag ich nicht mehr!“

„Warum denn?“ Er griff nach ihren weißen, gepflegten Kinderhänden und sah ihr freundlich in das hochgerötete Gesichtchen.

Das stimmte sie weich. Sie überließ ihm willenlos ihre kühlen Finger und neigte sich etwas gegen ihn. „Würden

„Sie jemand helfen, Herr Radanyi, wenn Sie könnten?“
„Selbstverständlich. — Es kommt darauf an!“ schwächte er seine Zusage ab.

„Nein, es kommt nicht darauf an. Wenn man jemand helfen will, dann tut man es doch. — Gehen Sie ein bißchen mit mir promenieren, Herr Radanyi.“ — Sie sah sich in aller Geschwindigkeit suchend um. „Die Mama sagt nämlich immer, es schickt sich nicht, wenn man mit einem Herrn so herumsteht. — Mit Ihnen am allerwenigsten.“

„Ei, siehe da!“ Er tat halb gekränkt. „Warum denn gerade mit mir? — Bin ich gefährlicher als die anderen?“
Sie hob beide Achseln. „Die Mama sagt es. — Das heißt, es sagen's alle, man müsse sich unbedingt in Sie verlieben, — ob man will oder nicht!“

„Oh —!“ sagte er belustigt. „Aber Sie machen eine Ausnahme, liebe, kleine Siddi! — Nicht wahr? — Dafür promenierte ich jetzt mit Ihnen. — Vor aller Augen. — Darf ich mir erlauben?“ Er bot ihr mit seiner ganzen gewinnenden Liebenswürdigkeit den Arm.

Sie erglühete selig und legte ohne Bögen ihre Hand darauf. Er merkte, wie sie zitterte. Er dachte an Eve Ml. Genau so hatte diese in den Kindertagen sich an ihn geschmiegt. So halb Kind — halb unbewußtes Weib.

Er zog ihren Arm fester in den seinen. „Nun kriege ich aber Ihr Geheimnis zu hören! Ja, Siddi!“

Sie nickte rasch. „Ich habe gelauscht!“ sagte sie und freute sich über die maßlos erstaunten Blicke, die ihr folgten.

„Das darf man aber nicht!“ tadelte er gutmütig.
„Sie brauchen's ja nicht zu klatschen, Herr Radanyi. — Oder?“

„Nein, nein!“ beruhigte er. „Was eine Dame mir anvertraut, das sag ich doch nicht weiter!“

„Also, ich habe in der Kapitänskajüte gestanden. Und da hat der Schiffsarzt einem Deckoffizier erzählt, daß auf Zwischendeck eine Familie ist, die heute Selbstmord begangen wollte. Der Mann hatte sich bereits die Pulsader geöffnet und wollte es noch seiner Frau und den Kindern tun, aber der Steward kam gerade dazwischen. Man hat ihnen nämlich die ganze Barschaft gestohlen, als sie an Deck gingen. — Nun hat er nichts mehr!“

Das letzte Klang so rührend kindlich mitleidig, daß Radanyi die Hand seiner Begleiterin an seine Lippen hob. Ihre Augen glänzten ihn zwischen Tränen an.

„Der arme Mensch!“ sagte er teilnehmend, zog seine Brieftasche und entnahm ihr eine Hundertdollarnote. „Das wollen wir dem Kapitän geben für ihn, ja?“

Er sah die Enttäuschung in ihrem Gesichte. „Das habe ich mir gedacht, daß Sie das tun,“ meinte sie offenherzig. „Aber das wollte ich ja nicht. Wenn ich ein paar Dollar haben wollte, dann hätte ich ja nur zu Papa zu gehen gebraucht. — Der gibt mir, ohne zu fragen. Aber ich hatte mir etwas anderes gedacht.“

„Was denn?“ frug er neugierig. Er zog sie wieder fester gegen sich. Die Sechzehnjährige begann ihn zu interessieren. Sie war nicht bloß der kleine, verwöhnte Kobold, für den er und die anderen sie hielten. Die junge Amerikanerin hatte auch ein Herz — ein gutes Herz. Edel und mitsühlend. Sie war zum Lieb haben.

„Also, liebe Siddi!“ ermunterte er sie.

„Also — ich — ach, Herr Radanyi, — es traut sich ja kein Mensch was zu Ihnen zu sagen. Der Kapitän hat es selbst erzählt bei Tisch, daß Sie strikte erklärt haben, Sie würden keinen Ton spielen, so lange Sie an Bord sind. — Nun und da hat es eben auch keiner mehr gewagt, Sie darum zu bitten. — Aber heute!“ Ihre braunen Augen bettelten! „Sehen Sie, Herr Radanyi, bloß ein einziges Stück auf Ihrer Geige und dem armen Menschen ist geholfen!“

Radanyi schwieg, steckte den Hundertdollarschein achtlos in die Außentasche seines Jacketanzuges und kniff die Lippen zusammen.

Er fühlte, wie Siddis Hände über die feinen strichen. Ihre Augen bettelten noch immer. „Nicht böse sein, Herr Radanyi. — Wenn Sie durchaus nicht wollen, dann helfe ich ihm allein!“

„So?“ meinte er verwundert. „Wie denn?“
„Sehr einfach, Herr Radanyi. — Ich mache tausend Silberabzüge von Ihnen. Die verkaufe ich. — Jeden für einen Dollar. Darunter nicht, höchstens darüber!“

„Das ist Erpressung!“ warnte er „und Wucher!“

„Das ist ganz gleich. Dann hat jeder Salunko, der hier auf dem Schiff herumläuft, ein Bild von Ihnen. Wer am meisten bezahlt, der hat den Vorrang!“

Er lachte ihr in die großen Kinderaugen. „Sie sind ein tadelloses Kerlchen, Miß Siddi! — Lassen Sie die tausend Abzüge. — Ich geige heute abend. — Für Sie — und den armen Menschen!“

„Herr Radanyi!“
Sie sah sich um, warf blitzschnell beide Arme um seinen Hals und küßte ihn.

Das war ein Augenblick gewesen. — Er sah im nächsten

nichts mehr als ein paar schwere, baumelnde Zöpfe, die hinter der Kajütentreppe verschwanden.

Das Schiff stampfte seinen Trott, Meile um Meile. Immer näher der Küste. Das helle Licht des Vollmondes badete sich in der Unendlichkeit des Meeres. Die Wellen trugen silberglänzende Kronen und Krönchen. Wo sie das Schiff bespülten, schienen sie weiße, lockende Nixenarme zu sein, die Sehnsucht nach den Glücklichen trugen, die der „Columbus“ dem Festlande entgegenführte.

Eine weiche, säuselnde Brise strich über Deck. Es war leer. Nur einige wachhabende Offiziere promenierten und ließen den Zauber der Mondnacht an sich vorüberfluten. Die Passagiere saßen im Speisesaal. Nur Miß Siddi und der Geigerkönig gehörten zu den Säumigen.

Wenige Minuten später kam Radanyi die Treppe herauf. Er war in Frack und Weste und hatte die Geige leicht unter den Arm geklemmt.

Siddi hatte ihn aufgelaert. Wie ein Käzchen schmiegte sie sich an ihn und streichelte seine Rechte. „Darf ich es unten sagen, daß Sie spielen, Herr Radanyi?“

Er fuhr liebevoll über die erhitzten Wangen. „Nein. Verderben Sie mir die Freude nicht, kleine Siddi. Ich will ausprobieren, ob ich für den Mattenfänger von Hameln tauge!“

Sie schob zutraulich ihre Hand in seine freie Linke. „Darf ich mitkommen?“

„Natürlich, Kindchen. — Wir sind doch Freunde!“

„Hier — hier!“ Sie zog ihn am Ärmel vorwärts. „Da müssen Sie sich herstellen.“

Sie schob ihn kräftig vor sich her, gegen die Wand einer Blattwerkgruppe.

Er gehorchte ohne Widerrede. Sie postierte ihn ganz in den Schatten. Nur seine weiße Hemdbrust und der Streifen der Manschette leuchtete verschwommen auf.

„Was soll ich denn spielen?“ sagte er, hielt ihre Hand fest und sah sie lächelnd an.

Sie zog die Stirne glatt. „Ach, das ist gleich. — Von Ihnen ist alles schön!“

Er nickte und setzte den Bogen an.

Raum kamen die ersten Töne über Deck gezogen, umstanden ihn schon ein halbes Duzend Offiziere. Die Stewards, die keinen Dienst zu versehen hatten, schlichen über die Treppe und lauschten. Siddi aber nahm sechs bis sieben Stufen in einem Satz und riß die Türen des Speisesaales auf.

„Der Geigerkönig spielt an Bord!“

Mitten in das Schwäzen, Lachen, Gläserklirren klang die Botchaft. Man war erst verblüfft, dann ungläubig überrascht, ob die kleine Rotschild nicht irgendeine Ente zum besten gab. Siddi war schon wieder verschwunden.

„Es stimmt, meine Herrschaften!“ sagte der Kapitän, unter die Türe tretend und sich sofort wieder entfernend.

Ein allgemeines, heitiges Erheben war die Folge. Alles drängte, rückte, schob, um hinauszukommen. Wenn der Geigerkönig spielte, konnte man auch ruhig einmal das Abendessen im Stiche lassen.

Alt und jung strömte über die Kajütentreppe hinauf an Bord. Keine Stimme klang auf. Nicht einmal ein Flüstern wurde hörbar. Nur Radanyis Geige sang, jauchzte, schrie in Tränen auf und hielt Zwiesprache mit allen, die ihr lauschten.

Die Damen strichen insgeheim die Tränen aus den Augen. Junge Paare klammerten verstohlen die Hände ineinander. Siddi Rotschild kauerte dicht hinter der Blattwand und drückte ihr nasses Gesichtchen gegen die Stelle, wo sie drüben seinen Kopf vermutete.

Der Vater trat auf den Zehenspitzen zu ihr und zog sie behutsam an sich. Schluchzend preßte sie sich enge gegen ihn. „Ruhig, ruhig, mein Liebling!“ mahnte er. Er war ratlos.

Sein Kind war verklebt und wußte es nicht. Und das war gut. Wenn er ihr auch alles Glück der Erde gönnte, mit Geld ließ es sich nicht erkaufen. Und der Geigerkönig, der liebte wohl schon längst ein Weib, oder mehrere. Mit Künstlern konnte man nicht rechnen und nicht rechten.

Siddi hatte den Kapitän eingeweiht. Er kam nun an der Seite des Zwischendecklers, der durch den Diebstahl so schwer geschädigt worden war. Ein paar Worte der Aufklärung von Seite des Kapitäns und die Herren öffneten ohne Bögen ihre gepickten Brieftaschen.

Siddi griff in die Brusttasche ihres Kleides, zog kurz entschlossen Radanyis Bild mit seiner Unterschrift heraus und reichte es ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Macht's nach!

Was balgt sich doch die dumme Welt
um Glanz und Ruhm, um Ehr' und Geld
und kann nicht glücklich werden!
Ich weiß ein Stüchlein Ackerland,
Ich lebe nur von meiner eignen Hand,
hab' sonst nichts auf der Erden —

Was soll mir Flitter, Tand und Geld?
Gehört mir doch die ganze Welt,
die Sonne, Wald und Sterne —
Und hab ich einst noch Weib und Kind,
laß ich den Leut', die nährlich sind,
den Rest der Welt so gerne!

Zuchel! Ich bin gesund und frei,
das andere ist mir einerlei,
mach' mir darum nie Schmerzen.
Die Arbeit füllt mir Tisch und Topf,
und bin ich auch ein armer Tropf,
trag' ich doch Glück im Herzen!

Reinhold Eichacker.

Ruf der Heimat.

Skizze von Ludwig Halla-Wien.

Schweren Herzens hatte Oswald Linden von seiner Verlobten Abschied genommen, um eine längere Forschungsreise nach den Tropen anzutreten. Wie bezaubernd deuchten ihm nach den schaurigen Bergwüsten Arabiens und der blauen Unendlichkeit des indischen Weltmeeres die palmenbefraunten Gestade der Smaragdinsel Ceylon. Gleich einem Prinzen im Wunderlande schweifte er durch lichte Kokospalme. Verträumt schimmerte eine blau und weiß gefaltete buddhistische Stupaglocke auf einer Anhöhe, silbrige Kraniche schwebten im Zickzackfluge darüber. Zu Füßen lagen wie bei Robinsons Insel vorweltliche Fischerkannas am Strande. Gleich Nixen im Märchen tauchten mythische Lotusblumen aus düsteren Weibern, Millionen Mücken tanzten ihren Hochzeitsreigen über dem Bambusbüschel. Wie eine Fata Morgana enttauchte Galle, die altväterliche, einst holländische Hafenstadt, bei goldenem Scheidegrüße der Sonne aus den Fluten. Geruhsam spiegelten sich ihre lichtblauen Häuser mit den Tragantzieraten in den Wassern eines stillen Strandsees.

Der einzige altmodische Tropengasthof mit seinen Liegestühlen und dem einlullenden Fächeln seiner Pantas löste in lauem Behagen alle Hast und Spannung der Reise. Bald lockte den jungen Professor ein Gong nach dem hell erleuchteten Speisesaal. Etwas lämmelhaft zechten hier einige junge Pflanzler. Um so vornehmer schien ihm die Ruhe eines ungleichen Ehepaares. Sie: eine feine Lady, wie man solchen wohl in den Badeorten Altenglands begegnet. Er: ein auffallend dunkler Jüder in tabellosem Smocking. Aber welch Wunder an Reiz erblühte zwischen diesen Eltern! Nie sahen die Augen Oswalds etwas Holderes als das lichtbraune Mädchen mit dem glatten, rabenschwarzen Scheitel, den Gazellenaugen und dem geschmeidigen Körper.

Wie gefangen schweiften die Blicke des Gelehrten immer wieder zu dieser Perle Ceylons hinüber und schienen nicht unliebsam bemerkt zu werden. In der Halle bot sich Gelegenheit, mit dem Jüden ins Gespräch zu kommen. Trotz seiner zimmetbraunen Singhalesenfarbe entpuppte er sich als hochgebildeter Rechtsanwalt, der in London studiert hatte. Bald lud er Oswald freundlich in die Plauderdecke zu seinen Damen, welche die Gulbiguna des Deutschen nicht ungern entgegen nahmen.

So fanden sie sich denn allabendlich zu anregenden Gesprächen. Vor der kindlich lebhaften Art, mit der Maud bald von ihren Eindrücken in England, dann wieder von den buddhistischen Legenden des Singhalesenvolkes erzählte, schwand allmählich die Befangenheit des Gelehrten vor Mauds Schönheitswunder.

Tagüber unternahm Oswald seine naturwissenschaftlichen Ausflüge, etwa zu den buntprächtigen unterseeischen Korallengärten, die schon Haeckel so anschaulich beschrieben. Aber weder deren Gestaltenfülle noch die Erhabenheit des tropischen Urwaldes, dessen Riesensäulen festgewinde von Rianen verknüpfen, konnte das Bild dieses Mädchens auslösen. Die scharfe Beobachtungslust des Naturforschers unterbrach zuweilen zauberischer Wächtraum. Maud tauchte dann plötzlich in golddurchwirktem, karminfarbenem Seidengewande als Singhalesenprinzessin aus dem grünen Schleier von Farnen, die von allen Mästen und Gassen des Dschungels herab sickerten.

So versäumte denn Oswald kaum, vor Sonnenuntergang nach Galle zurückzukehren, wo er die beiden Damen im

Ufergarten wie zufällig anzutreffen pflegte. Schüchterne Klagen über die Einförmigkeit und langatmige Stille Galles wagten sich dann leise hervor. Wenn man nur nach Europa könnte! Oswalds Bewunderung für die landschaftlichen Reize Indiens fand wenig Verständnis; zu oft hatten die beiden Frauen die schreckhafte Erhabenheit des tropischen Abendhimmels gesehen, der wie in bengalischen Flammen auflodert. Schrilles Pfeifen und tobendes Tamamschlagen aus einem blumendurchdufteten Hindutempel mischte sich mit den metallenen Stimmen christlicher Vesperglocken. „Heute und morgen und alle Tage!“ meinte mit Bitterkeit die würdenschwere Mama, die ihre Heimat, die Kathedralenstadt Canterbury nicht vergessen konnte.

Später lockte der Vollmondschein sie auf die einst unbezwinglichen Ringmauern, dem Wogenprall des indischen Weltmeeres zu lauschen. Oswald erzählte den Wächtraum von der Singhalesenprinzessin. Mauds Augen leuchteten kurz in Beglückung auf, dann aber seufzte leiser Vorwurf: Wir sind englisch! Auf einem felsigen Eiland drüben schüttelte der Monsun die Schattenrisse der Kokospalmen. Begierig lauschte die schöne Maud den kühneren Worten des jungen Gelehrten, und beider Hände fanden sich in stummer Sprache. Beseligende Hoffnung schien Unmöglichkeit zu überbrücken. Kann er die Lotusblume des Südens nach der rauheren Heimat verpflanzen?

Da scheuchte der Gruß eines Jüders sie aus allen Träumen. Hastig trat er wie aus einem Hinterhalt zur Gesellschaft; blühschnell begreift Oswald, daß jener ältere Rechte auf die Perle Ceylons geltend machen wollte. Man verabschiedete sich für heute, und der Deutsche ging nachdenklich — diesmal allein — in das Oriental-Hotel, aus dem blechern die Whistlystimmen der Pflanzler hervorschrillten, von einem halb gelähmten Klavier begleitet.

Erst nachher im Flimmern des Mondlichts umgankelten neue Wunschbilder des jungen Professors Gangan und Wangen. Das tönte von ferne — doch horch, immer näher! — geliebte Weise. „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Neben...“ Deutsche Matrosen zogen am Fenster vorüber. Allmächtig erwachte der Ruf der Heimat: der Zauber indischer Schönheit war jäh gebrochen. Irmgards blondes Köpfchen tauchte sieghaft lächelnd empor.

Am frühen Morgen verließ Oswald fluchtartig Galle, um in einem Kaffhaus mitten an der Urwaldstraße seine Forschungswerkstatt aufzuschlagen. Wie er später durch seinen Reisebegleiter erfuhr, hatte Elle not getan. Jener Nebenbuhler, ein singhalesischer Makler, wollte den Fremdling zum Bade in die gefährliche Hafennacht locken. Wenn das nicht half, sollten Tamikulis das Auslegerboot des verhassten Deutschen bei der Klippenbarre heimtückisch in die Brandung stoßen.

Mas a Tierra.

Die einst verwunschene Insel Robinson Crusoes.

Von Dr. G. Koloff.

Man suche einen aufgeweckten Schulknaben in der Welt, der nicht hitzig und mit Feuereifer die Entdeckerfreuden und -leiden Robinson Crusoes in Defoes unsterblicher Erzählung teilnehmend nacherlebte. Wer aber weiß, wo sich in Wirklichkeit diese Insel unerhörter Abenteuer befindet, daß sie Mas a Tierra heißt, zu der kleinen Inselgruppe Juan Fernandez im Stillen Ozean gehört und heute längst nicht mehr verwunschen ist?

Auch Inseln haben ihre Schicksale. Schon im 17. Jahrhundert gingen gelegentlich europäische Handelsschiffe vor den Juan Fernandez-Inseln Mas a Tierra, Santa Clara und Mas a Fuera vor Anker. Einige Leute der Besatzungen ließen sich auf den bisher völlig menschenleeren Eilanden nieder und gründeten dort kleine Siedlungen. Zu diesen Unentwegten gehörte auch der Schotte Alexander Selkirk, der im Jahre 1704 nach Mas a Tierra verschlagen und erst fünf Jahre später von Kapitän Wood Rogers zurück nach England befördert wurde. Seine Erlebnisse auf dieser damals noch sehr unwirklichen Insel boten dann später Daniel Defoe die wertvollsten Anregungen für den „Robinson Crusoe“. Juan Fernandez taufte Mas a Tierra, nachdem er im Jahre 1572 auf seiner Fahrt von Valparaiso gen Westen zufällig die Inselgruppe im Stillen Ozean gefunden hatte. Mas a Tierra selbst liegt 670 Kilometer von der chilenischen Küste entfernt, ist 22 Kilometer lang und etwa 8 Kilometer breit. Die Insel besitzt drei leidlich gute Hasenplätze, darunter die mit einem weithin sichtbaren Leuchtturm versehene San Juan Bautista-Bai, die nach den Angehörigen der Nationen, die sie zuerst aufsuchten, der englische, französische und spanische heißen. Niedrige Berge vulkanischen Ursprungs, seltamerweise mit schöner, heute teilweise üppiger Vegetation versehen, verleihen dem Eiland sein eigentüm-

liches Gepräge, doch besitzt es auch einzelne dürre, unfruchtbare Geländestreifen.

Die Vegetation ähnelt im großen und ganzen der neuseeländischen Flora, d. h. sie weist vorherrschend Farne und Farnbäume, daneben aber auch Laubbölzer und Palmen auf. Die Regenperiode währt im allgemeinen von April bis einschließlic September, umfaßt also die Hälfte des Jahres, doch sind auch die übrigen Monate nicht frei von Niederschlägen, und die klimatischen Verhältnisse gelten als gesundheitlich günstig.

Das Lustigste auf der ganzen Insel sind nicht die von den Spaniern eingeführten, im Laufe der Jahrhunderte verwilderten Ziegen, die sich dort neben Pferden, Eseln, Rindern und Hunden mehr oder weniger frei umher tummeln, sondern die Allputzstäbchen auf Mas a Tierra, die kleiner sind als unsere Dörfer und dennoch einen sorgfältig organisierten Kommunalkörper haben.

Die wenigsten Menschen wissen jedoch, daß sich noch eine zweite Robinsonade vor und auf der Insel vor einigen Jahrzehnten ereignete. Und das kam so: Der französische Schoner „Telegraphie“ segelte 1891, von Valparaiso kommend, auf die Juan Fernandez-Gruppe zu. Auf unerklärliche Weise geriet unterwegs die Besatzung in den Besitz beträchtlicher Mengen von Alkohol. Ein Zechgelage bewachte die Besatzung des Schiffes zur Sinnlosigkeit. Nur der Kapitän und der einzige Passagier an Bord namens Charpentier entzogen sich diesem Treiben. Ein gewaltiger Sturm erhob sich, dem die bezehrte Besatzung nicht gewachsen war. Die „Telegraphie“ kenterte. Kapitän und Mannschaft fanden den Wellentod. Charpentier allein gelang es, rudern und schwimmend die Küste von Mas a Tierra zu erreichen.

Monate vergingen. Und wieder spülte der Stille Ozean einen Schiffbrüchigen an die Klippen der Insel, den Grafen Alfred de Rodt. Mit primitivsten Fanggeräten ausgerüstet, begaben sich beide auf Fisch- und Lagustenfang und hielten sich dort so lange, bis sie ein mitteilidiger Kapitän für gute Worte nach Valparaiso brachte. Dort fanden beide einen rührigen Finanzmann, Louis P. Recart, der ihnen die Mittel zur Gründung einer großzügigen Langusten-Handels-gesellschaft verschaffte, die heute bereits ihre geschäftlichen Fühler tief in das amerikanische Festland streckt.

Gegenwärtig herrscht emstiges Leben und Treiben auf der Robinson-Insel. Schote rauchen, Motore surren, Arbeiterkolonnen wachsen aus dem Boden. Die Häfen entsenden den Reichtum großer Fisch- und Krebsfänge hinüber nach Chile und Argentinien. Geld strömt zur Insel, und außer der historischen „Robinson Crusoe-Grotte“ erinnert heute nur wenig an die Palkfaden- und Kannibalenromantik längst entschwundener Tage.

Originelle Zeitungs-Anzeigen aus der Biedermeierzeit.

„Aufmachung beim Inserat ist alles!“ lautet heute die Losung. Und so ist die Abfassung zugkräftiger Anzeigen zu einer förmlichen Wissenschaft geworden, wobei das Bestreben herrscht, die Konkurrenten tunlichst zu überflügeln. Zeitungsanzeigen wirkungsvoll zu gestalten, bemühten sich schon unsere Väter. Es wird nicht uninteressant sein, an einigen Beispielen vorzuführen, wie vor etwa einem Jahrhundert Annoncen ausfahen.

Die berühmten „Warnungen“, „Geld zu borgen“, gab es schon damals, und so lesen wir im „Lübecker Anzeiger“ (1840):

„Edele Nachbarn, wackere Mitbürger! Leihst uns nichts! Wir können schon auskommen, wenn wir wollen. Meine Frau und ich haben keine Kinder und ich habe Tausend Taler Einkünfte. Meine Frau schnupft aber heimlich Tabak und trinkt heimlich Kaffee. Ich gehe alltäglic in die Tabagie. Das ist nicht notwendig. So etwas führt zu Schulden. Darum leihst uns nichts. Wir können auskommen. Tobias Elsam Tabakhändler und Frau Christine.“

Mit der Sicherheit der Person und des Eigentums scheint es in der vielgepriesenen „guten alten Zeit“ nicht zum Besten bestellt gewesen zu sein. Schwerlich hätte sonst nachstehendes Inserat im „Lausitzer Anzeiger“ (1844) Platz gefunden:

„Die unterzeichnete Fabriks-Compagnie sucht einen Portier für ihr Eingangstor. Derselbe muß wenigstens sechs Schuh und eine natürliche Antipathie gegen landstreichende Vagabunden und Bettler haben, auch muß er mit einem großen Hund versehen sein. Wenn derselbe recht barisch ist, ist es uns sehr angenehm. Die Gegend erheischt dies. Respektanten melden sich bei . . . in Ramenz.“
Schon in den Zeiten, als der Großvater die Groß-

mutter nahm, wurden die Ehen nicht immer aus Liebe geschlossen. Die Suche nach einer reichen Frau im Wege der Zeitungsanzeige war durchaus nicht ungewöhnlic.

Im „Genter Anzeigebblatt“ (1841) finden wir die sicherlich originelle Selbstanpreisung eines jungen Mannes, der es auszeichnet versteht, seine Vorzüge ins richtige Licht zu setzen:

„Ein junger Mann von 24 Jahren, aus guter Familie, der Griechisch, Latein, Geschichte, schöne Künste und Wissenschaften, Mathematik und Zeichnen versteht und vorzüglich stark ist in Vokal- und Instrumentalmusik, wie im Tanzen, wünscht alle seine Talente, seine Person, die sehr schön ist, mit inbegriffen, in gesetzmäßiger Ehe einer älteren Dame zu übergeben. Der Eheandidat erwartet von seiner Künftigen nichts als Geld.“

Ein Müstersöhnchen, durch sein hitziges Vorgehen in Not geraten, benußt das „Aarauer Wochenblatt“ (1844), um seiner Mutter seine üble Lage in beweglichen Worten zu schildern. Natürlich fehlt die Bitte um Geld nicht. Der Bedrängte schreibt:

„Nicht wegen Diebstahl, sondern wegen Schlägerei sitze ich hier in Aarau. Ich habe bloß im Wirtshaus wegen ungebührlicher Zechforderung den Kellner auf den Kopf getipst, so daß er für tot weggetragen wurde. Das ist alles. Wo du hingereist bist, Mutter, weiß ich nicht, aber schicke Geld. Hier bleibe ich, so ungern ich's auch tue. Schicke Geld, Mutter, in jedem Falle werde ich die Zecher bezahlen müssen.“
F. R.



Bunte Chronik



* Eine achtzigjährige Schlafwandlerin. Ein eigenartiger Fall von Schlafwandeln wird aus dem holländischen Orte Winkeveen berichtet. Eine achtzigjährige Frau stieg des Nachts aus dem Bette, kleidete sich vollständig an und begab sich ins Freie. Sie watete in einem vor dem Hause befindlichen Wasserlauf zu einem Boot, in dem sie zum anderen Ufer fuhr. Hier verließ sie das Boot, begab sich zu einer nahen Bank und legte alle ihre Kleider ab, worauf sie auf demselben Wege, auf dem sie gekommen war, wieder ins Haus zurückkehrte, ohne daß die übrigen Hausbewohner das Geringste bemerkt hätten. Am nächsten Morgen lag sie friedlich schlummernd in ihrem Bette, und nur dadurch, daß ihre Angehörigen die Kleider der Alten auf der Bank an der anderen Seite des Flußlaufes fanden, kam man auf die Spur dieses nächtlichen Ausfluges.

* Erdbebengedenktage in Tokio. Ganz Tokio gedachte kürzlich des Tages, an dem fünf Jahre vorher das große Erdbeben Japan verwüstete und 150 000 Menschenleben forderte. Genau zur gleichen Minute, als damals der erste Stoß erfolgte, stand der Verkehr in der ganzen Stadt still, und alle Tokioter verharrten in stummem Gebet. Den Auftakt zu dieser stillen Minute der Andacht bildete ein nervenschütternder Lärm aller Fabrik- und Schiffssirenen, aller Lokomotivpfeifen, Straßenbahn- und Tempelglocken, damit kein Tokioter den Beginn des stummen Gebets versäumte. Der kaiserliche Haushalt und sämtliche Beamte waren angewiesen worden, an diesem Tage nichts anderes als gesalzenen Reis zu essen, die einzige Nahrung, von der nach dem Erdbeben die Betroffenen leben mußten. Einen Mittelpunkt der kirchlichen Feiern bildete die auf der Stätte des früheren Heeresbefehlungsamtes in Honjo, in dessen brennenden Trümmern 32 000 Menschen umgekommen waren. Wundertaufende von Verwandten und Bekannten der Toten versammelten sich dort zu einem riesenhaften buddhistischen Feldgottesdienst.



Lustige Rundschau



* Der zerstreute Professor. Dienstmädchen (meldend): „Herr Professor, Ihre Frau hat einen kleinen Jungen geboren.“ — Professor: „Wie oft habe ich Ihnen schon gesagt, Sie sollen mich nicht wegen jeder Kleinigkeit stören!“

* Eheliches Zwiegespräch. „Hast du schon meinen neuen Hut bemundert, Mäme?“ — „Nein, einstweilen nur die Rechnung.“

Verantwortlicher Redakteur: Maxian Seyler; gedruckt und herausgegeben von H. Dittmann & Co., beide in Bromberg.